Handout:

Schreibübung Kreatives Schreiben:

Einige Tips für den Umgang mit schwierigen Musen

Wege aus den Kreativitätsfallen

Jetzt, nachdem Sie Ihre ersten Schreibabenteuer glücklich bestanden haben, kann ich es Ihnen ja sagen (zumal Sie die entsprechende leidvolle Erfahrung vermutlich auch selbst gemacht haben): Es gibt eine Reihe von manchmal etwas zickigen Musen, die weniger aufs Küssen aus sind als aufs Fallenstellen. Sie sind, ehrlich gesagt, sogar in der Überzahl. Leider. Sie scheinen auch für das verantwortlich zu sein, was man als Kreativitätsfalle bezeichnet - darunter ist all das zu verstehen, was uns daran hindert, aus dem Alltäglichen auszubrechen und etwas ganz und gar anderes, beglückend Neues entstehen zu lassen. Man muß schon früh aufstehen, will man diesen Kreativitätsfallen auf Dauer entgehen - ein Eingeständnis, das mir nicht gerade leicht fällt. Da ich aber jetzt im Nachhinein wohl nicht mehr zu befürchten brauche, allfällige Schreibhemmungen zu verstärken, lassen Sie uns sicherheitshalber den obengenannten Anti-Musen etwas auf die Finger schauen, mit dem erklärten Ziel natürlich, ihnen das Handwerk zu legen.

Eigenartigerweise ist dieses Thema weit weniger erforscht, als man anzunehmen geneigt ist. Erst in den letzten zwanzig Jahren, seit Mihalyi Czikszentmihalyi den Begriff des flow geprägt hat, haben die Geisteswissenschaftler das Phänomen für sich entdeckt. Im Augenblick sind gerade die Biochemiker dabei, die Neurotransmitter ausfindig zu machen, die für das unvergleichliche Glücksgefühl des Kreativen (= Flow) verantwortlich sind. Ich brauche es Ihnen nicht näher zu beschreiben - wenn Sie auch nur eine einzige Anregung aus diesem Buch in die Tat umgesetzt haben, kennen Sie es. Warum aber stehen wir unserer Phantasie nur allzuoft selbst im Wege?

In Deutschland scheint die allgemeine Auffassung zu herrschen, daß Schreiben etwas für Poeten, Profis und Olympier ist, eine Überzeugung, die auf das Schöpferische in uns nicht gerade förderlich wirkt. Im Gegenteil, sie hat die bedauerliche Eigenschaft, uns überhaupt an der Existenz kreativer Möglichkeiten zweifeln zu lassen: In der Testphase für dieses

Buch mußte ich feststellen, daß mit geradezu erschreckender Regelmäßigkeit vor Beginn der Kurse neun von zehn Teilnehmern(!) der Experimentierklasse von sich behaupteten, keine Phantasie zu haben - oder zumindest nicht allzu viel.

Es sieht so aus, als ob wir uns an einem logischen Gepäck abschleppten, das uns daran hindert, zu neuen Horizonten aufzubrechen. Diese offensichtlich kollektive Schreibhemmung gibt so einige Rätsel auf. Immerhin ist nicht einsehbar, warum in einem Land, in dem pro Jahr mehr Bücher verkauft werden als in jedem seiner europäischen Nachbarstaaten, das Interesse am Schreiben geringer sein sollte als anderswo. Irritierenderweise hält man aber gerade bei uns die Kunst des Schreibens für nicht lehr- und nicht lernbar. Daher auch die wenigen Veröffentlichungen, die zu diesem Thema zu haben sind. Und Schreibseminare werden nur von ein paar Mutigen an noch längst nicht allen deutschen Universitäten angeboten.

In den Vereinigten Staaten ist das alles ganz anders. Dort kann man bereits auf High-School-Ebene an Literaturseminaren teilnehmen, die nicht selten die Berufswahl beeinflussen. An einigen Universitäten gibt es sogar - man lese und staune - den Studiengang Creative Writing mit dem Abschluß des Master of Fine Arts (MFA). Ein Hinweis darauf findet sich in den Biographien der meisten amerikanischen Erfolgsautoren. Illustre Namen wie J. D. Salinger, Sylvia Plath, Nadine Gordimer und Paul Gallico begegnen uns hier, aber auch bei den jüngeren, wie dem genialen Allan Gurganus z.B. und Alice Walker, ist stets von Creative Writing die Rede. Das gibt zu denken. In England sieht es übrigens ähnlich aus. Schreibkurse gibt es dort schon in den großen Internaten und selbstverständlich an jeder Uni. Alles weist darauf hin, daß man im angelsächsischen Kulturbereich eine eher unverkrampfte Beziehung zur Literatur pflegt. Vieles ist oder wirkt dort zumindest so viel einfacher als "auf dem Kontinent", wie man in England den Rest Europas zu bezeichnen beliebt.

Wir Deutschen haben die notorische Tendenz, uns zuweilen selbst im Wege zu stehen. Viele, allzuviele Dinge nehmen wir ernster als gut für uns ist. Neben unserem stammestypischen Hang zur Korrektheit, zur Perfektion und zum Hundertfünfzigprozentigen - alles Unvorbereitete oder gar Spontane erscheint uns höchst verdächtig gibt es noch ein deutsches Charakteristikum: Bei uns ist die Melancholie zu Hause. Die Gründe dafür sind in unserer unglücklichen Geschichte zu finden. Schreiben ist - nach allgemeiner Überzeugung - ein überaus ernstes Geschäft, und der Begriff

"Unterhaltungsliteratur" hat etwas unvermeidlich Vulgäres, das mit Groschenromanen assoziiert wird. Und Happy-Ends sind des Teufels.

Zu allem Überfluß pflegen hin und wieder denn auch noch Literaten, die offensichtlich mit dem Heiligen Zeitgeist kommunizieren und über so etwas wie einen Unfehlbarkeitsstatus verfügen, dem staunenden Fußvolk "ex cathedra" bekanntzugeben, wie sich Literatur und Kunst definieren. Mit irritierender Regelmäßigkeit schwadronieren jene Hüter des Arkanums über das Wesen schriftstellerischer Kreativität. Schreiben sei eine Sache von Inspiration und Intuition und lasse sich weder lehren noch lernen, bestimmte erst kürzlich eine sonst eher vernünftige Literatin, der man diesen Aussetzer nachzusehen geneigt ist. Das Traurige, das Fatale an solchen von Elite- und offensichtlich wohl auch von Konkurrenzdenken geprägten Äußerungen ist aber, daß sie genau ins Herz derjenigen zielen, die sich vielleicht gerade erst eins gefaßt haben und die nun über ihren ersten Schreibversuchen nur noch verzagen können. Was dadurch verlorengeht, darüber schweigt des Literaturgewaltigen Überheblichkeit...

Tucholsky berichtet in Panther, Tiger & Co. von einem Alptraum, der ihn noch Jahre nach seinem Abitur verfolgte: Er sah sich noch einmal vor die Aufgabe gestellt, einen Aufsatz zum Thema "Goethe als solcher" zu schreiben.

Ganz offensichtlich ist bei uns, wie man weiß und wie wir auch sehr häufig gesagt bekommen, nur das Genie kreativ. Seit Karl-Philipp Moritz' 1788 erschienener Schrift *Über die bildende Nachahmung des Schönen* sind die Grundideen der Weimarer Klassik und ihrer Autonomie-Ästhetik in eine Genieverehrung aufgegangen, die von Generation zu Generation tradiert und von niemandem ernsthaft in Frage gestellt wurde: Das Genie schafft gottähnlich das Werk als eigene Weit.

Damit will ich nicht etwa behaupten, daß Goethe an unseren kollektiven Schreibhemmungen schuld sei. Schätzungsweise wäre ihm das, was zwei Jahrhunderte Goethe-Rezeption aus ihm gemacht haben, selbst nicht ganz geheuer: Im Auslegen seid frisch und munter. / Legt ihr 's nicht aus, so legt was unter", dichtete er, wahrscheinlich aus dem Stegreif bei ich weiß nicht mehr welcher Gelegenheit. Ein Zitat, das sich so mancher Germanistikstudent in seiner vorlesungsfreien Zeit aufs Kopfkissen sticken sollte. Die beruhigende Wirkung einer solchen Handarbeit läßt sich gar nicht überschätzen. Dabei wird denn auch eines deutlich: Es gibt Vorbilder, die so überwältigend gut sind, daß niemand mehr den Mut hat, es ihnen nachzutun. Eike Christian Hirsch berichtet in einem seiner (übrigens nicht nur stilistisch vorbildlichen)

Bücher, wie er als Zehnjähriger im Kino einen Film über Michelangelo ansah und danach nicht mehr wagte, einen Pinsel anzufassen.

Wir kennen das alle. Die mehr oder minder leidvollen Erfahrungen, die wir während unserer Schulzeit machen durften ("non scolae, sed vitae... bestätigen das. Wie oft haben uns unsere guten alten Geha- oder Pelikan-Füller ganz ohne unser Zutun auf die Abwege der Phantasie geführt, was dann mit einem "Thema verfehlt!" und einer Fünf quittiert wurde.

Dabei kann man den Lehrern diese Reaktion nicht einmal übelnehmen. Literarisches Schreiben hat in diesem Volk der Dichter und Denker keine Lobby und deswegen auch keinen Platz im Curriculum. In deutschen Schulen kann man inzwischen Italienisch oder Neugriechisch lernen, man kann Jazzdance und Photoworkshops belegen, und es lassen sich dort auch so eminent lebenswichtige Fähigkeiten wie Tennisspielen oder Skifahren erwerben. Selbst Survival-Kurs gibt es inzwischen, wie schön. Nicht etwa, daß gegen all diese Aktivitäten etwas einzuwenden wäre, im Gegenteil, sie bilden ungemein. Doch es muß zu denken geben, warum es, von wenigen bewundernswerten Ausnahmen abgesehen, weder an unseren Schulen noch an den Universitäten Schreibkurse gibt. Leider sind die Verantwortlichen nach wie vor der Überzeugung, daß literarische Kreativität eine sozusagen endogene, von außen durch nichts zu beeinflussende, individuelle Fähigkeit darstellt, die sich, so sie stark genug ist, irgendwann schon von selbst ausdrücken wird.

Zu unserer Fixierung auf das Genialische und "Kantig" Philosophische kommen ein paar weitere, spezifisch deutsche Schreibhindernisse, an die man selten denkt und die uns dennoch zu blockieren vermögen: Neben dem Mangel an Improvisationslust ist da noch diese steife Korrektheit, diese verflixte Ehrlichkeit, die die Flügel der Phantasie eines Neunjährigen stutzt - nie wieder werden wir solche Aufsätze schreiben, wie wir es damals konnten! - und, in die Bahnen der alleinseligmachenden Logik, lenkt. Da schreiben Vierzehnjährige Gedichtinterpretationen zu *Am grauen Strand, am grauen Meer ...* und mit derselben Begeisterung endlose Ergüsse über *Die Räuber* und *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*, *in einer Reihe von Briefen* (Schiller, 1795), die geeignet sind, eben diesen Menschen für immer die Freude an Literatur (an klassischer vor allem) und fatalerweise auch am Theater zu nehmen (*Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?* Mannheim, 1784).

Schreiben kann man lernen wie eine Sprache oder ein Instrument. Der eine mag es darin weiter bringen als der andere - doch was liegt daran? Solange es nur einem jeden Freude macht ...

PAUL GALLICO

Jedoch drängt sich hier der Verdacht auf, daß das ewig gleiche Einerlei des schulischen Lesekanons die Pädagogen selbst nicht gerade befriedigt. Könnte man doch wenigstens ab und zu diese schwer zu bändigende Herde von Pubertierenden eine Geschichte oder ein modernes Märchen erfinden lassen oder meinetwegen eine utopische Reiseerzählung, wie sie selbst sie gern lesen würden! Immerhin ist nicht ganz auszuschließen, daß sie sich dabei so einige literaturwissenschaftliche Begriffe im wahrsten Wortsinne erarbeiten würden („Learning by doing" nennt man das ...). Statt dessen sehen unsere Lehrpläne die Interpretation jener unvermeidlichen Kurzgeschichten kryptischen Inhalts vor, bei deren Lektüre wirkliche Freude aufkommt, weil sie immer so sagenhaft interessant sind und den Nerv dessen treffen, was junge Leute in den entscheidenden Phasen ihrer Entwicklung bewegt...

Bleiben wir noch einen Augenblick bei unseren Kreativitätsfallen: Es gibt nämlich leider noch ein paar andere, die auf die Phantasie eine ähnlich lähmende Wirkung ausüben und die ungleich ernster zu nehmen sind, denn aus ihnen entkommt keiner so leicht. Man könnte sie als "Streß- und Zeitfallen“ bezeichnen. Diese zwei Begriffe brauchen keine nähere Erläuterung, da sie unmittelbar einsichtig sind. Es versteht sie jeder, der in den hochkomplexen, volldigitalisierten Illusionssystemen der westlichen Gesellschaften lebt - oder sollten wir sagen "gelebt wird"?

Woher die Zeit nehmen, wann soll man schreiben? Diese Frage taucht immer wieder - und nicht nur in Schreibkursen - auf. Wie soll man bei einem Übermaß an Streß und bei permanentem Zeitmangel noch kreativ sein können? Diesem nur allzu berechtigten Einwand kann ich nicht viel entgegensetzen. Wer täglich zwischen acht und zehn Stunden eingespannt ist, dem wird wohl kaum mehr der Sinn nach literarischer Aktivität stehen, oder doch? Vielleicht ist die Sache ganz einfach einen Versuch wert. Denn Schreiben ist nicht unbedingt gleich Arbeit, so wie Arbeit nicht unbedingt gleich Streß sein muß. Der entsteht nämlich erst durch den Verlust der tieferen Beziehung zu dem, was wir tun. Es mag paradox klingen, aber es scheint wirklich so zu sein: Leute, die sehr viel Arbeit haben, empfinden das, was sie tun, häufig nicht als Streß, weil sie Sinn darin sehen. Andere, die wenig arbeiten, setzen sich weitaus stärkerem Streß aus. Das hat nichts mit

der individuellen Leistungsfähigkeit zu tun, sondern mit den Sinndefiziten unserer arbeitsteiligen Gesellschaft. Was wir tun, ist alles Fragment. Der Blick fürs Ganze geht verloren, jeder hat auf seine Ecke in dem großen, verwirrenden Puzzlespiel zu starren, die Perspektive verengt sich - das ist Streß. Die Erfahrung des "Fließens" (Daniel Goleman), des glückhaften Gelingens einer großen Arbeit, bleibt dem Gestreßten fremd.

Aus dieser "Streßfalle", die im wesentlichen aus einem Sinnvakuum besteht, kann man möglicherweise aber doch entkommen. Ich will Ihnen nicht etwa vorschlagen, sich bei all der Arbeit, die Sie haben, Freiräume zu schaffen, um Zeit fürs Schreiben zu haben - mit dem Schreiben selbst verschaffen Sie sich diese Freiräume. Denn Schreiben ist so etwas wie Spazierengehen mit der Seele. Es hilft uns, das Kostbare, das Bleibende, das Rettende zu entdecken. Nicht das Hochliterarische oder Druckreife muß es gleich sein - ein Notizbuch, eine literarische Botanisiertrommel sozusagen, ist für kleinere Fluchten aus unserer hektischen Alltagswelt voll ausreichend. Es reist sich besser mit leichtem Gepäck.

Damit läßt sich selbst noch aus den immer länger werdenden Wegen etwas machen, die uns unsere mobile Gesellschaft zumutet. Denn die endlosen Auto-, Bus-, Eisenbahn- und U-Bahn-Fahrten stehlen uns unsere kostbare Lebenszeit, Zeit, in der man im eigentlichen Wortsinne nicht leben kann und auch nicht lesen. Nur wenige schaffen es, gegen die deprimierende Anonymität öffentlicher Verkehrsmittel anzugehen. Es fragt sich, ob man sich vom Sinn des Lebens wohl weiter entfernen kann als zur Zeit der Rush-hour in jenen heißen, zugigen U-Bahn-Schächten, in denen Tausende von Menschen mit versteinerten Mienen aneinander vorbeihasten. Ungefähr so hat man sich wohl die Hölle vorzustellen: endlose, natürlich in Abwärtsrichtung laufende Rolltreppen ... Milliarden von Stunden, mit denen sich Besseres anfangen ließe, verbringt die Menschheit täglich unterwegs. Wann nur läßt uns unsere Mobilität Zeit für das Wesentliche? Natürlich wäre es schon fabelhaft, wenn man nur wüßte, was überhaupt das Wesentliche ist. Wir sind tagtäglich von so viel Unwesentlichem umgeben, daß es schwer fällt, zwischen beidem zu unterscheiden. Woher die Zeit nehmen zum Schreiben? Ich weiß es selbst nicht. Dieses Problem, fürchte ich, muß jeder auf seine Weise zu lösen versuchen.

Quelle: Eva-Maria Altemöller: Schreiben ist Gold. Münster 1998, S. 1111-117.